

Es war diesem Internisten vergönnt, seine derart bedingte Bedeutung für die Geschichte der neueren Medizin, in einem intensiven Wirken in der Klinik bestätigt zu sehen, aber auch an einen großen Schülerkreis weitergeben zu können. Nach Wirkungsstätten in Marburg an der Lahn und Frankfurt am Main erfolgte der Ruf an die Berliner Charité. Fast zwanzig Jahre wirkte von Bergmann an der bedeutendsten Klinik des Reiches. Wurde er auch an das Kranken- und Sterbelager Hindenburgs, des Ägypterkönigs Fuad, des Türkenherrschers Kemal Pascha und anderer Prominenz gerufen, er sah stets seine zentrale Aufgabe im klinischen Bereich. Er, der von Berlin aus in die Rolle des großen alten Mannes der inneren Medizin hineinwuchs, der mit seinem Namen den Maßstab für den Neubeginn an der Universität München nach dem II. Weltkrieg setzte, verfocht stets die Anhörung des Patienten als Fundament jeder Diagnose. Nicht die Krankengeschichte des Patienten soll die diagnostische Apparatur, sondern diese den Bericht des Kranken ergänzen. Wer aus seinem Schülerkreis zum Mitarbeiter avancieren wollte, mußte der Forderung des Lehrers nach Menschlichkeit und Herzlichkeit genügen, ohne die er die Voraussetzungen für den Beruf nicht erfüllt sah. Er fordert nicht nur in seiner „Rückschau“ auf, den unnahbaren Arzt zu bekämpfen, er beschließt diese Autobiographie auch mit dem ebenso menschlich-aufschlußreichen, wie lehrreichen Bekenntnis: *Das Ethische wird zur letzten und edelsten Aufgabe für den Naturforscher und für den Arzt. Wir nähern uns wieder dem Irrationalen, um die Geheimnisse, die tiefer liegen, zu durchdringen. Wir stehen und leben wieder in der civitas Dei.* Wohl dem Patienten, dessen Arzt ihm von solchem Fundament aus gegenübertritt und behandelt.

Literatur:

G. v. Bergmann: Neues Denken in der Medizin, München 1947; Das Spiel der Lebensnerven und ihre Wirkstoffe, Potsdam 1947; Rückschau. Geschehen und Erleben auf meiner Lebensbühne, München 1953; Funktionelle Pathologie, 1932.

Gerhard Katsch: Nachruf für G. v. B. In: Mü. Med. Wochenschr. 97 Jg 1955

Jacob v. Uexküll: G. v. B. zum Gedächtnis. In: Nervenarzt. 27 Jg. H. 1, 1956

Titelbild aus Gustav von Bergmann: Rückschau. Geschehen und Erleben auf meiner Lebensbühne. Kindler und Schiermeyer Verlag 1953. Reproduktions-Litho: Klappacher, Schweinfurt  
Erich Mende, Johann-Strauß-Straße 49, 8011 Baldham

Godehard Schramm

## ENTRE-DEUX-MERS / III

— aus dem Tagebuch —

G. S., Mitglied des P. E. N., war im Herbst 1978 vom Goethe-Institut zu einer mehrtägigen Vorlesereise nach Bordeaux, Portiers und La Rochelle eingeladen. Sein neues Buch — „Nachts durch die Biscaya. 16 Stücke für Landschaften und Personen“, erschienen im Herbst 78 bei Klett-Cotta — enthält auch einige Texte über fränkische Landschaften; so über Amorbach, Kleist in Würzburg, den Steigerwald und eine Nacht am Main.

Zwischen Garonne und Gironde die Weinfelder — sie sind ausgespannt zwischen den zwei Flüssen, und doch heißt die Weinlage „zwischen zwei Meeren“: „entre-deux-mers“... Darüberhinaus ist das ein schönes Symbol: könnte ich Festland sein zwischen zwei verschiedenen Meeren. Auch solche Wünsche gehören zum Feiern, das nur dann sinnvoll wird, stoßen wir auf Menschen, die eine fremde Landschaft nicht bloß illustrieren (so sieht sie der Tourist in der Ausstellungszeit der Hauptsaison), sondern uns bis zu sich vordringen lassen, damit wir — wie eben zwischen zwei Meeren — neu lernen: das ist das Fremde, das uns auch umgibt; bzw. zwischen welchen zwei Strömen ist denn nun unser festes eigenes Terrain. Zur Sicherheit wurde mir die Überraschung, daß in den höheren Schulen jener drei Städte eine wache Neugierde gegenüber der deutschen Literatur besteht, daß man von Literatur auch Wahrheit, auch Gewißheit erwartet. Schön auch, daß unserer Sprache nicht mehr das Würgeisen der jüngsten Vergangenheit anhängt, sondern die Vorliebe für die romantische Literatur (vor allem E. T. A. Hoffmann) stärker zum Zug kommt.

Wer nun die fränkische Weinlandschaft kennt und mag, der wird sich in der Weinlandschaft um Bordeaux sogleich wohlfühlen. Sicher, auf den Weinbau allein wird es sich nicht zurückführen lassen, daß uns ein reiches und ruhiges Ebenmaß an den Häusern, auffällt und daß die Stadt in ihren alten Vierteln, vor allem an den Quais, mit Gerüchen noch nicht geizt, aber der alte Weinrhythmus schimmert als Beständiges durch. Erst an den wenigen Stellen, wo das Alte 'saniiert' wird und bereits Beton zu scheußlich monotoner Stereotypie aufblüht, bemerken wir, wie geschlossen das Maßwerk der Häuser noch wirkt. Die Häuser, mit ihrer Neigung zum Repräsentativen, in ihrer grauen Schattierung, halten sich mit ihrer Höhe an ein angenehmes Maß — das tritt besonders hervor, wenn die türhohen, gerippten Fensterläden ihre Schattenstreifen am Morgen auf Wände und Fenster werfen.

Kleist in Würzburg, Hölderlin in Bordeaux — wir sollten nicht der Versuchung erliegen, Ähnliches suchen zu müssen; dennoch verbindet beide Städte das In-Sich-Geschlossene, das — jedes auf seine Weise — wie eine Muschel seine Perlen durch den Scheuersand der Zeit erzeugt. In Bordeaux ist es, neben den großen Plätzen, die Rundung der Markthalle, in deren glänzender, fast pedantischen Sauberkeit die Waren — Fische, Fenchel, Feigen und all das Genießbare — wie Einzelstücke auftreten. Dies aber erst, weil sie nicht in einem einzigen Delikatessenladen isoliert sind, sondern zusammen unter der Wölbung der Stimmen der verschiedenen Verkäufer zur Wirkung kommen. Dieser Markt breitet Fülle aus, und zugleich erinnert er, welcher Verlust entsteht, wenn eine Stadt auf ihren Markt verzichtet.

In La Rochelle wurde ich in die mehrere hundert Meter lange Fischmarkthalle geführt. In eisiger, zugiger Kälte lagen da dreimeterlange, bleifarbene Leiber von Haifischen mit dem mondsichelscharfen Zahnmond und den sicherlich wie Messerpeitschen zuschlagenden Schwanzflossen. Tiere sah ich, die nur aus einem ungeheuren Maul mit kleinem glupschigen Leib zu bestehen schienen. Das Erregendste war die Stimme des Fischhauktionators, der sich vor den Fischkästen aufstellte, deren Preis nun auszuhandeln war — die Händler standen ihm als hörende Horde gegenüber. Ein Mikrofon unterm Hals, die Blicke der Händler taxierend, sich vorher leise verständigend, so haspelte er nun in rasendem Französisch die Preiszahlen wie eine Litanei herunter. Dabei behielt er immer die Augen der Händler, die sich selbst gegenseitig belauerten, genau im Blick, um rasch zu erfassen, wo mit einem Fingerzeig noch mitgeboten wurde. Die Händler hörten nur die Zahlen — der Besucher hörte den rauschenden Klang einer Sprache, die sich plötzlich zu einem Poesie verwandelte. (Und so wird in der Literatur das Beschriebene plötzlich zu einem Phänomen, es erhebt sich die Wirklichkeit über den Zustand des bloßen Faktus).

Mit Pierre und Bernhard in La Rochelle in einem Lokal, an dessen Regalwänden Weinflaschen gestapelt waren; unterm hohen Gewölbe standen blank und fest ein paar Tische, so daß wir neben Männern zu sitzen kamen, die, Baskenmützen auf dem Kopf, miteinander Karten spielten. Wir waren erfreut von der Schmucklosigkeit des Raums; nichts Falsches war da, nichts 'auf Tourismus gemacht', und die Gesichter schienen von etwas Unverwechselbarem geprägt. Es zählte der einfache Holztisch. Und an diesem Tisch, bei einem Glas Wein, kamen wir auf die oft trostlose Leere westdeutscher Weihnachtsvorbereitungen; und plötzlich wußten wir, worauf es ankam: daß das Glück nicht in der Anhäufung der Waren liegt, sondern daß wir wieder fähig werden, ein Fest zu gestalten, indem wir uns auf alte Speisen und Bräuche besinnen, indem wir zusammen kochen, indem wir nicht nach außen schießen (um mit Gekauftem zu konkurrieren), indem wir die Nähe eines einzigen Menschen spüren, so daß der Sinn des Festes sich in uns wiederholt — erst so würde es wieder zu etwas Gemeinsamen. Auch dachten wir über den Wert von gemeinsam gestalteten Abenden nach, wozu jeder Gast etwas besonders Vorbereitetes mitzubringen hätte: ein Buch, ein Musikstück, ein Bild, ein Märchen.

Ich erschrak über die Schicksale mancher nationalen Mischung. Diese fürchterliche Bürde, an der ein 30jähriger trägt: der Vater, französischer Kriegsgefangener bei Bamberg, heiratet eine Deutsche, geht nach dem Krieg nach Frankreich zurück, sieht sich den schlimmsten Vorwürfen des französischen Großvaters ausgesetzt, der die Heirat des Sohnes mit einer „boche“ noch als nationalen Verrat empfinden mußte. Auch das

ungeheure Gewicht einer Tradition — die Erfahrung mit der in vielen Punkten genaueren deutschen Sprache, an der sovielle Emotionen hängen, wie beispielsweise Weihnachten, die sich nicht ins Französische übersetzen lassen, so daß man in der einen Sprache manchmal verstummen muß. Aber dann wieder diese Kühnheit: mit Liebe die Schwerkraft des engen Nationalen überwinden zu wollen . . . In solchen Fällen tritt deutlich die Problematik der nationalen Identität und des europäischen Verschmelzungsprozesses auf.

In La Rochelle gefielen mir vor allem jene Häuser des Zentrums, nahe dem kleinen von zwei dicken Rundtürmen bewachten Hafen, deren Untergeschoß den festen, breiten Schutz von durchlaufenden Arkadengängen haben. Urbild der Stadt: Schutz zu geben für die, die in ihr herumgehen.

Als ich im Goethe-Institut Peter Wölfels Ausstellung eröffnet hatte, konnte der ehemalige Bürgermeister sich nicht genug tun mit dem Satz „plein d' esprit, plein d' esprit!“ Ich glaube, er begriff die Zartheit der Wölfel'schen Zeichnungen, ihre Zuneigung zum Körper, ihren Mut zur Anmut — schwerer dagegen hat es das Wuchtige der expressionistischen Zeichnungen von Max Beckmann, die der Leiter des deutschen Instituts als Pioniertat hierher gebracht hatte. Nach der Eröffnung, beim Abendessen mit dem deutschen Generalkonsul — warme Austern in Sauternes! — kamen wir auf den betrüblichen Punkt zu sprechen, daß in der deutschen Verwaltung die Unmittelbarkeit der Beziehung zwischen Bevölkerung und 'Verwaltenden' immer mehr verloren geht, während der Generalkonsul noch seine 'Schäflein' kennt.

In Bordeaux zeigte mir das Braunäuglein jene engen Gassen, wie z. B. die „Veilchengasse“, in denen das trübe, fast Stockige, mit noch mittelalterlichen sanitären Verhältnissen, aufgehoben wird von jener Nähe, die in unseren Städten wie verschluckt erscheint. In diesen Nischen entdecken vor allem junge Menschen, die aus einem vielfältigen 'linken' Spektrum kommen, daß es auf diese Nähe ankommt. Auch kam ich so in eine Gaststätte, „Le court circuit“, in der ich erfuhr, wie schön es ist, wenn man zusammen zwei Stunden lang essen kann, ohne sich vollzufressen. Die Gangarten des französischen Essens mit ihrem Respekt vor dem einzelnen Gericht lassen zwischen dem Kauen Raum fürs Gespräch. Hier begriff ich zum ersten Mal auch, daß es eine Achtung vor der Haltung des Vegetariers gibt, wenn seine Argumente nicht Spintisiererei sind, sondern begründet.

Wiewohl wir wissen, daß die großen Geschäfte sich immer mehr ausdehnen, als müßten sie zwangsläufig immer größer werden, als müßte jedes Unternehmen weltweit sein (und wir wissen ja auch, daß das Tyrannische der großen Konzerne etwas Menschenverachtendes in sich trägt!), empfinden wir einen großen Genuß, wenn wir in einen Laden treten, in dem es nur wenige, auf altmodische Weise gestapelte Waren gibt, deren Anordnung jedem modernen „marketing“ Hohn sprechen — hier zählt allein die Gegenwart des Menschen. So führte man mich einmal im alten Quartier St. Michel von Bordeaux in den Laden einer Kräuterkundlerin, deren Kräuter mit einer kindlichen Vielfältigkeit und Unbekümmertheit noch in großen Papiersäcken aufbewahrt werden. Die Frau kannte jedes Kraut, wußte von seinen Wirkungen zu berichten — und mit rührender Selbstverständlichkeit packte sie das Gekaufte ein, so daß wir sogleich Bedauern mit all jenen Frauen empfanden, deren Betätigung in großen Warenhäusern allein aufs Verpacken zusammengeschrumpft ist. Diese Frau besaß noch jenes Maß an Souveränität, in der auch die bedienerischsten Tätigkeiten die Würde des Menschen unterstreichen.

Seltsame französisch-fränkische Mischungen: da ist ein Deutschlehrer bei Bamberg geboren und mit einer Französin verheiratet; der andere, Franzose, hat eine Frau aus Hof — das gibt diese über den Nationen stehende Anteilnahme. Und eine andere Parallele, die schmerzlicher ist, weil man voneinander zu wenig weiß . . . — wüßten die Weinbauern und Fischer um Nordheim, die ihre Mainschleife vor einem Truppenübungsplatz bewahren wollen (weil halt die belebte Landschaft mehr wert ist als die Verteidigungsbereitschaft), daß im „Larzac“ Hirten um ihr Gelände genauso leidenschaftlich kämpfen, damit dort Landschaft nicht unter Gebäuden und Kettenfahrzeugen für ein Militärcamp untergeht. Eines ihrer Plakate, das zum Marsch auf Paris aufrief, wurde mir übersetzt . . . Wie der

Hinweis auf das Natürlichste auch einen Beigeschmack von Verzweiflung hat!

Heimatliebe in Franken, wie in Frankreich, muß sich heute der fürchterlichen Bürokratenplanung erwehren, die nur noch in Effektivitätszusammenhängen denken kann, aber den Wert der kleinen Region verraten muß, weil sie nur noch in Geschäftsdimensionen denken kann. Materialismus als die Moral der Menschenverächter. So sickert die Erfahrung ein, daß das Allzugroße nicht unser Maß ist, sondern das Überschaubare, in dem es noch Vertrauen gibt. Dies gilt sogar für eine große Stadt wie Bordeaux. Daß es darin Vereinsamung gibt, wollen wir nicht leugnen; die Korsettstangen französischer Höflichkeit erweisen sich gelegentlich selbst als Kontaktsperren.

Auf den Dächern der weiße Frostbezug. In den Bäumen hängen die dunkelgrünen Dolden der Misteln. Noch stehen helle Kühe auf den Weiden; Schafe und Ziegen dazu. Tauben wippen auf Drähten, um das Gleichgewicht zu halten — ein schönes Bild in frostiger Frühe. Daß wir etwas tun, was nicht mit Meßblättern zu messen ist — hier begänne Freiheit; ihr Ende ist der Vergleichszwang.

Einmal fragte mich jemand, ob das, was ich schreibe, Selbsterlebtes sei . . . Ja, wenn das gelänge: die eigene Erfahrung so deutlich auszudrücken, daß auch ein ganz anderer nachvollziehen könnte: „das ist wirklich wahr . . .“. Zwischen den zwei Meeren von Wunsch und Möglichem hat nur Bestand, was Zutrauen und Vertrauen kennt. Über manchen Umweg erfahren wir Treue zu etwas, zu jemandem — so wie der Wein die Treue zu seinem Boden braucht.

Paris, im Dezember 1978

Godehard Schramm, Schweppermannstraße 41, 8500 Nürnberg

*Theodor Wobnhaas*

## Franz Xaver Zottmann — ein Franke als Bischof der russischen Diözese Tiraspol

In der katholischen Friedhofskapelle St. Jobst in dem kleinen fränkischen Städtchen Ornbau befinden sich neben Epitaphien aus den vergangenen Jahrhunderten auch die Ruhestätten zweier Bischöfe. Es handelt sich um die Grabstätten von Franz Xaver Zottmann (1826-1901) und Joseph Aloysius Keßler (1862-1933). Beide hatten einst in Saratow den bischöflichen Stuhl der Diözese Tiraspol (Rußland) inne.

Die Wiederkehr von F. X. Zottmanns 150. Geburtstag und seinem 75jährigen Todestag mag ein Anlaß sein, auf das Leben und Werk dieses fränkischen Bischofs in Rußland hinzuweisen.

Zottmann wurde am 27. Juni 1826 in Ornbau in der Nähe von Gunzenhausen geboren. Die Eltern betrieben ein Handelsgeschäft. In Eichstätt und Neuburg an der Donau verbrachte Zottmann seine Gymnasialzeit. Nach zweijährigen philosophischen Studien in Würzburg wandte er sich in Eichstätt dem Studium der Theologie zu, das er 1850 abschloß. Aber statt den nun schon immer angestrebten Beruf des Seelsorgers zu ergreifen, begab er sich zunächst nach München, um an der dortigen Universität von 1850-53 Philologie zu studieren und das Abschlußexamen abzulegen. Dann ergriff er die unerwartete Gelegenheit, 1853 eine erste Stelle als Hauslehrer bei dem griechischen Gesandten in Petersburg anzutreten. 1855 übersiedelte Zottmann nach Moskau in das Haus des deutschen Bankiers und Kaufmanns Jordan. Neben seinen Pflichten als Hauslehrer konnte Zottmann an der Moskauer Universität auch das russische Lehramtsexamen ablegen. Trotz seiner in beruflicher Hinsicht also offenbar aussichtsreichen Situation hat Zottmann sein Ziel, Priester zu werden, nie aus den Augen verloren. Statt aber in die Heimat zurückzukehren und nach dem Besuch eines deutschen Priesterseminars dort eine Pfarrstelle zu übernehmen, entschloß er sich, in Rußland zu bleiben. Er trat 1859 in das Klerikalseminar in Saratow ein, wo er schon 1860 die Priesterweihe empfing. Zunächst als Vikar der Dompfarrei in Saratow tätig, wurde er 1861 zum Inspektor (Subregens) und Professor an dem genannten Priesterseminar bestellt und später zu seinem Direktor ernannt.